

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 25

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 25 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 24. Juni 1922

== Zwei Sommerlieder von Walter Dietiker. ==

Sommernorgen.

Am hohen Himmelsbogen
Stieg leis der Tag herauf;
Die ersten Tauben flogen,
Die Läden springen auf.

Gardinen schimmern, wehen
Im frischen Morgenwind,
Und hinter Blumen stehen,
Die schlafertanden sind.

Sie blicken morgenheiter,
Und leise rauscht ein Baum
Und leise rauscht es weiter —
O Tag, bist du ein Traum?

Sommer im Walde.

Die hohen Wipfel träumen,
Des Sommers übervoll;
Er tropft von allen Bäumen,
Weiß nicht, wohin er soll.

Und hohe Gräser winken,
Wo nur sein Weben ist —
Ich möcht' im Grün versinken,
Das goldnes Leben ist!

== Die vier Verliebten. ==

Roman von Felix Möschlin.

25

Um sich zu zerstreuen, blätterte Frau Zumbrunner in einem Buche, das auf dem Tische lag. Bald hätte sie das dickeleibige Lehrbuch der Chirurgie gern wieder weggelegt. Aber sie konnte nicht mehr. Widerwillig wendete sie Seite um Seite. In schrecklichen Bildern tat sich unsägliches Elend vor ihr auf. Ihr schauderte, aber sie konnte das Weiterblättern nicht lassen. Wie von einem übermächtigen Willen gezwungen, beschaute sie mit weit aufgerissenen Augen verschuldetes und unverschuldetes Unglück. Der Mensch entblöhte sich zum armseligen Opfer geheimer, mächtiger, grausamer, nicht zu besiegender Gewalten. Der Mensch wuchs aus zum abscheulichen Monstrum, dem jede Menschenähnlichkeit fehlte. Der Mensch lag da wie das zerfleischte Opfer wilder Raubtiere. War das wirklich alles möglich? Mußten Menschen solches wirklich leiden? Wie troh wäre sie gewesen, wenn ihr jemand das Buch aus der Hand gerissen hätte. Aber man ließ sie ja allein. Aus eigener Kraft kam sie nicht mehr vom Buche weg. Sie blätterte weiter und weiter. Wenn sie wenigstens die Augen hätte schließen können; aber auch das vermochte sie nicht. Sie mußte schauen und schauen. Immer furchtbarer enthüllte sich das Schicksal so vieler, vieler Menschen. Gab's denn noch eine gesunde, fröhliche Welt, wo die Kinder sprangen, die Männer tätig an der Arbeit standen und die Frauen singend des Hauses warteten? Oder war jenes

Alltägliche bloß Täuschung und dieses hier Wirklichkeit? Nur noch ein paar Seiten, dann würde die Last von ihr genommen werden. Aber immer noch schlimme Seiten: Angeborene Mißbildungen, Abschnürungen von Armen, von Beinen, rachitische Verkrümmungen. Dies alles war demnach möglich, geschah vielleicht jeden Tag. Jetzt war das Buch zu Ende. Gott sei Dank. Wie konnte es Menschen geben, die solche Bücher zu studieren vermochten, vielleicht sogar auswendig lernten. Nein, das war kein Buch für sie.

Aber vielleicht ist gerade dies Buch für dich, sagte ein Gedanke. Dies geschilderte Elend ist nun einmal da. Besser ist's, man mache die Augen auf und verhindere, was zu verhindern ist, als daß man sich abwende und tue, als ob diese Welt eine fertige Welt und die beste aller Welten sei. Und kommt nicht auch ein Trost sogar aus diesem fürchterlichen Märtyrerbuche? Ein Trost! Ja, ein Trost! Denn ist es wirklich so schlimm, ein gesundes Kind zu gebären? Gibt es nicht etwas viel Schlimmeres: ein krankes, verkrüppeltes Kind zu gebären, eines, das keine Augen hat, eines, dem die Arme abgesehürt worden sind im Mutterleib?

Frau Zumbrunner sah starr vor sich hin. Und sie erinnerte sich an den bettelnden Krüppel, an das Kind, das an Krüden ging, an das blinde neben ihm. Nun gewann auf einmal alles Bedeutung. Sie sah deutlich den

Finger Gottes. Nicht daß man einem Kind das Leben schenkt, ist ein Unglück, sondern daß man einem kranken Kind das Leben schenkt, das ist das Unglück. Wenn ihre Tochter einen Krüppel gebar, dann war Zeit und Grund genug zum Sammern. Aber wußte ihre Tochter auch, was sie zu tun hatte, damit dem Kinde nichts geschehe? Grämte sie sich vielleicht in der Einsamkeit und schädete so dem künftigen Menschlein? Lebte sie auf irgend eine Weise unvernünftig, weil sie es nicht besser wußte? Frau Zumbrunner spürte eine große Unruhe. Martha durfte nicht länger allein gelassen werden. Es konnte ja ein Unglück geschehen, ohne daß ihr jemand raten konnte, ohne daß ihr jemand zu helfen vermochte. Sie war ja selber noch ein Kind.

Der Doktor kam immer noch nicht. Da stand Frau Zumbrunner auf. Sie brauchte den Doktor ja gar nicht. Jetzt wußte sie schon, was sie wissen mußte. Er hätte es ihr wahrscheinlich gar nicht so gut sagen können. Nein, jetzt hatte es keinen Sinn mehr, länger zu warten. Jede Stunde war kostbar. Eilig stieg sie wieder die Treppe hinauf, verirrte sich vor lauter Eifer in den weitläufigen Gängen und wäre ohne einen jungen Assistenten, der sich ihrer annahm, beinahe nicht auf die Straße hinausgekommen. Dem Doktor ließ sie sagen, sie habe keine Zeit gehabt, länger zu warten.

Als Frau Zumbrunner nach Hause kam, stand Anna hinter der Türe auf derauer.

„Hast du nichts anderes zu tun, als mir aufzupassen?“ sagte Frau Zumbrunner strafend. Aber sie lachte dazu.

„Was hat der Doktor gesagt?“ fragte Anna.

„Ich habe ihn gar nicht getroffen.“

Anna machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Aber dafür hat mein Herz gesprochen. Jawohl. Und das wird dir wohl auch recht sein, oder nicht?“

Da fing die alte Magd ganz unversehens an zu weinen, daß sie die Schürze vor die Augen halten mußte. Und Frau Zumbrunner wußte auch nichts Besseres zu tun. Eine Viertelstunde darauf aber knieten sie beide vor einer offenen Schublade und kramten in altmodischen Häubchen und Hemdchen und Windeln.

„Das ist etwas fadenscheinig,“ sagte Frau Zumbrunner und hielt ein Hemdchen gegen das Licht.

„Es wird schon noch etwas halten. Kinder brauchen ja so viele Lappen,“ meinte Anna vernünftig.

„Aber was du da herausgenommen hast, das ist ja ein Häubchen für ein Einjähriges, nicht für ein Neugeborenes, Anna. Erinnerst du dich denn nicht mehr daran?“

Ihre Hände kamen sich in den Weg vor lauter Eifer. Schließlich sprang Frau Zumbrunner auf. „Wir können ja die Dinge später zusammensuchen. Wenn ich vorerst nur etwas mitbringe, damit sie den guten Willen sieht.“

„Warten Sie noch einen Augenblick,“ sagte Anna, lief hinaus und kam mit einer Flasche zurück. „Guter Wein gehört auch dazu. Diese Flasche habe ich für meinen Schwager gekauft, der eben einen bösen Husten gehabt hat. Aber nun schenke ich ihn lieber der Martha. Wein ist immer gut.“

„Meinst du?“

„Ja, ganz gewiß! Und sagen Sie dem lieben Kind, daß die Flasche von mir ist.“

„Aber Martha kommt ja wieder heim, Anna.“

„Vielleicht hat sie einen harten Kopf, sie ist immer so gewesen.“

„Oh, sie wird froh sein wieder heimkommen zu dürfen,“ sagte Frau Zumbrunner zuversichtlich. Aber Anna schüttelte bloß zweifelnd den Kopf. „Nehmen Sie für alle Fälle die Flasche mit.“

Als die besorgte Mutter eine Viertelstunde darauf die Treppe zum Zimmer ihrer Tochter hinaufstieg, war sie ihrer Sache doch nicht mehr so sicher. Fast schüchtern klopfte sie an die Türe, die man ihr wies. Ein frisches „Herein“ gab ihr Recht und Freiheit, die Klinke niederzudrücken. Langsam tat sie es, und langsam trat sie in die Stube. Martha stand mitten im Zimmer und schaute ihr entgegen. Und wenn Frau Zumbrunner doch noch ganz leise gehofft hatte, ihre Tochter werde sich ihr zu Füßen werfen und sie um Verzeihung bitten, so mußte sie jetzt erfahren, daß sie sich getäuscht hatte. Mußte sie etwa selber die Knie beugen?

„Das freut mich, Mutter, daß du endlich zu mir kommst,“ sagte Martha und streckte ihr lächelnd die Hände entgegen. Da fiel die Mutter der Tochter um den Hals und weinte. Das Ridikül aber, das Flasche und Windeln barg, machte sich frei, und mitten in die Rührung hinein klang das Bersten von Glas und das Klirren von Scherben. Als sei es an den Tränenbächlein noch nicht genug, die nun auch Martha aus den Augen schossen, so bildete sich rund um das Ridikül herum ein rotes Seelein, in dem die schwarze Seidentasche als hügelige Insel schwamm. Da schüttelte Martha lächelnd die Rührung ab und fragte: „Was hast du mir denn da mitgebracht, Mama?“

„Ach, der teure Wein,“ jammerte Frau Zumbrunner, „der dir so gut tun sollte. Anna hat ihn gekauft.“

„Tröste dich, Mama, mir geht's schon gut.“

„Und die Windeln werden ganz naß.“

„Tut nichts, Mama, die Windeln werden wohl noch oft naß werden,“ lachte Martha.

Gemeinsam retteten sie die Kinderwäsche aus der roten Ueberschwemmung.

„Ich glaube, das sind etwas altmodische Dinger, Mama.“

„Wenn sie früher gut und recht gewesen sind, so werden sie auch jetzt noch taugen,“ sagte Frau Zumbrunner beleidigt.

„Gewiß, Mama, aber man besorgt jetzt die Kinder nach anderen Prinzipien. Man wickelt jetzt die Kinder nicht mehr in so viele Lätzlein ein wie früher.“

„Ich tat es nach der Art, die mir meine Mutter gelehrt hatte, und du und Emil wurdet auf alle Fälle gesund und groß dabei.“

„Aber wahrscheinlich nicht wegen des Systems, sondern trotz des Systems.“ Aber dann biß sich Martha auf die Lippen. „Ich bin recht ungezogen, Mama. Komm, setz' dich. Und nun danke ich dir recht von Herzen für alles, was du mir gebracht hast. Und auch der Anna lasse ich danken, und die Kinderwäsche werde ich schon brauchen können. Ich nähe dies und jenes etwas um, wenn du es erlaubst.“

Frau Zumbrunner saß steif da und machte finstere Augen. Sie fühlte sich auf einmal so wertlos; die Tochter schien sie ja gar nicht nötig zu haben.

„Ich habe gedacht,“ begann sie dann, „daß du vielleicht diesen oder jenen Rat brauchen könntest.“

„Ach, ich habe schon die ganze Frage durchstudiert, sehr gründlich sogar, Mama,“ sagte Martha und wies auf ein paar Bücher. „Ich glaube, daß ich alles weiß, was man wissen muß.“

Frau Zumbrunner beschaute die Bücher von weitem. Martha wollte ihr eines in die Hand drücken. Aber sie werhte ab. Vielleicht waren wieder so schreckliche Bilder drin.

„Du brauchst also meinen Rat nicht?“

„Ich glaube nicht, daß ich ihn gebrauche, das heißt,“ verbesserte sie sich, „man kann den Rat einer Mutter immer brauchen. Obwohl ich, du mußt mir das nicht übel nehmen, obwohl wir heutzutage, glaube ich wenigstens, mehr wissen, als ihr damals wußtet.“

„Das kann schon sein,“ sagte die Mutter ganz ergeben und betrübt, denn es tut immer weh, sich überflüssig zu fühlen.

„Aber die Hauptsache ist, daß du da bist, liebe Mama. Das ist ja das Beste, was du mir geben kannst. Dann hat doch das Kindlein eine rechte Großmama.“

„Ich hab' gemeint, ich könnte dir irgendwie helfen. Aber du scheinst gar keine Hilfe nötig zu haben.“ Nun spürte sie, daß eine alte Mutter die Tochter viel nötiger hat als eine Tochter die Mutter.

„Nein, ich habe wirklich nichts nötig,“ sagte Martha.

Dann kann ich also sterben, dachte die Mutter, und es hat für sie gar nichts zu bedeuten.

„Doch, eines habe ich nötig,“ sagte Martha, die ihre traurigen Gedanken zu erraten schien, „eines kannst du mir geben.“

„Was denn?“ fragte Frau Zumbrunner mit neuer Hoffnung.

„Das Haus, das liebe, alte Haus kannst du mir wieder geben,“ rief Martha laut. Da begann ihre Mutter vor Enttäuschung zu weinen.

„Warum weinst du, Mama?“ sagte Martha erschrocken.

„Weil du nicht mich brauchst, die dich geboren und genährt hat, sondern ein Haus aus Stein und Holz, das etwas Totes ist. Ach, es ist wohl am besten, ich leg' mich sobald wie möglich ins Grab. Denn Emil braucht mich ja auch nicht.“

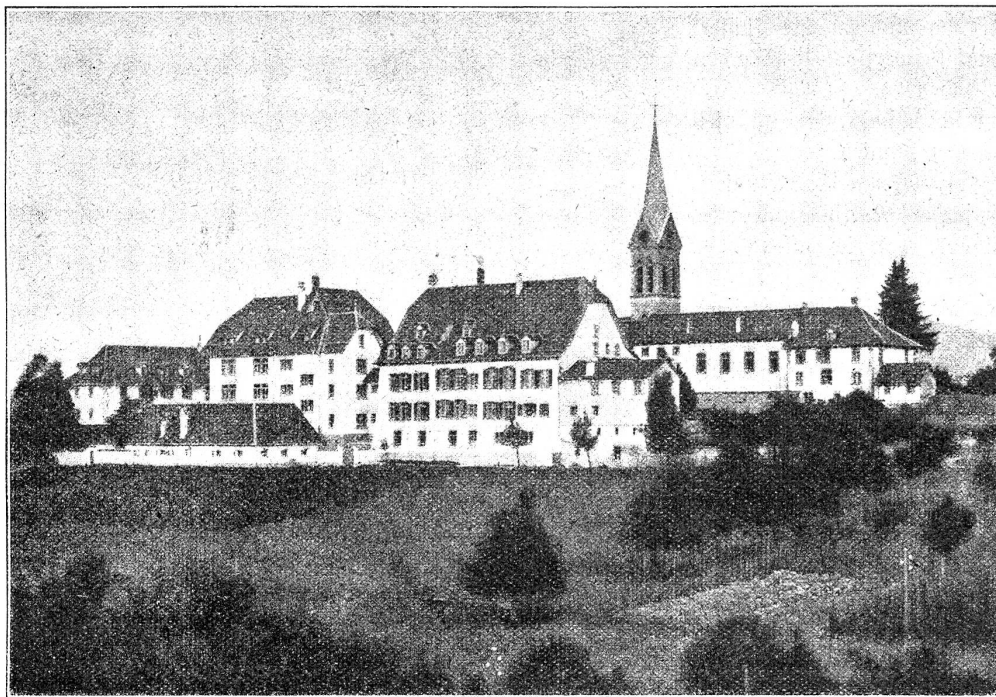
Da umarmte Martha die weinende Mutter und zog sie an sich. Und nun war es ganz so, als sei das Kind zur Mutter geworden und die Mutter zum Kind. Fieberhaft und sehnüchtig suchte Martha nach dem richtigen Wort. Sie war ja jetzt so glücklich; auch die Mutter mußte wieder glücklich werden.

„Liebe Mama,“ sagte sie leise und weich, „wenn ich sage: das liebe, alte Haus, ist denn das etwas anderes als du und der Vater selig? Wer hat die Rosen gepflanzt im Garten, die ich so gern habe? Du! Wenn ich sie liebe, liebe ich nicht dich? Wer hat das ganze Haus im Stande gehalten? Du! Wer hat den Kasten in den Gang gestellt? Du! Und wenn er mir so viel wert ist, bist du nicht in



Henry van Nuyden : Mädchen mit Geiss.

ihm? Tausendmal hast du ihn geöffnet, tausendmal geschlossen; deiner Finger Druck sind ja am Schlüssel, deine Gedanken sind in seinen Brettern; wenn er knarrt, so ist deine Stimme in seinem Knarren. Und wenn ich die Sandsteinstufen liebe, die alten, ausgetretenen, wer weiß, ob ich sie nicht gerade dieses Ausgetretenen wegen liebe. Und woher rührt es? Von deinen Schritten kommt's, von Vaters Schritten und von den Tritten der Großväter und Großmütter, der Urgroßväter und Urgroßmütter. Darum liebt man ja ein altes Haus, weil das Leben aller Vorfahren immer noch in ihm lebendig ist. Und die Stuben, Mama? Wer hielt sie sauber und rein, wer stellte die Blumen ans Fenster, daß es immer duftete? Du und immer du! Ich kann dies alles nicht lieben, ohne dich zu lieben. Ohne dich kann ich mir das Haus nicht denken. Dein Atem geht ja durch alle Räume. Ich lebe in deiner Luft, wenn ich daheim bin. Darum ist mir hier so fremd, darum kann ich hier nicht recht froh werden. Oh, wie will ich dir danken, wenn mein Kindlein dort auf die Welt kommen darf, wenn ich schon gern gehabt hätte, es wäre im Frühling geboren worden, weil dann die Bäume so schattig vor den Fenstern stehen und auf jedem Zweiglein ein Vogel singt. Ach du, dein Haus hast du geliebt dein Leben lang. Nie wolltest du von ihm weg. Weißt du noch, der Papa brachte dich ja kaum am Sonntag vor die Stadt. Und deine Liebe ist auch in mir. Wie könnte ich also anders sein als du? Bin ich nicht ganz du, wenn ich das Haus liebe? Weine nicht. Ist das nicht das Aller schönste, daß man im Leben etwa



Caubstummenanstalt Münchenbuchsee. — Nordseite.

schaffen kann, das auch noch nach dem Tode leben wird? Daß man Totes lebendig machen kann, so lange man selber auf dieser Erde wandelt? Bist du noch nicht froh, Mama? Spürst du noch nicht, daß wir wahrhaft Mutter und Tochter sind, gerade weil wir beide das alte Haus so sehr lieben? Ich habe ja früher gar nicht gewußt, wie sehr ich es liebte. Wie hätte ich es wissen können? Wie du vielleicht auch nicht wußtest, daß du mich so sehr liebtest. Wenn ich mich jetzt mit Freude und Sehnsucht an die Ostertage meiner Kindheit erinnere: nur an dich erinnere ich mich dabei. Denn du standest schon auf, da wir noch schliefen, huschtest durch den Garten und verstecktest die Eier unter dem Buchsbaum und unter dem Efeu und dem Immergrün und hinter den Lannenwurzeln. Ich kann ja nicht daran denken, ohne an dich zu denken. Ach, Mama, ein Geheimnis ist dabei. Aber ist's nicht ein süßes Geheimnis? Erst jetzt weiß ich es so recht: Ich halte dich im Arm, und das bist du, meine Mutter; aber viel mehr bist du, viel Größeres bist du; meine Erinnerungen sind auch bloß du, und das Haus bloß du und der Garten und der Duft der Rosen und der Vogelsang — alles zusammen bist du! Denn hast du ihnen nicht im Winter Futter gegeben, den lieben Vögeln? Und der blaue Himmel über dem Garten: du! Wie groß bist du, Mutter! Dürft' ich auch einmal so groß sein wie du. Warum noch weinen? Und bin ich nicht du, seitdem du mir verziehen hast?"

Da lächelte die Mutter ein glänzendes Tränenlächeln und sagte:

„Ich danke Gott, daß ich dir verziehen habe und daß er mir den Weg gewiesen hat zu dir. Ich glaubte, deinetwegen zu kommen, und nun merke ich, daß ich bloß meinetwegen gekommen bin. Denn jetzt weiß ich, daß ich mich selber nie mehr gefunden hätte, wenn ich nicht dich wiedergefunden

hätte. Ja, du, meine Tochter. Und dein Kindlein will ich lieb haben.“

Sie schritten langsam Arm in Arm nach Hause. Es war ihnen zu Mut wie zwei Seefahrern, die nach vielen überstandenen Stürmen zur heimischen Insel kehren, wie zwei Pilgern, die endlich dem ersehnten Ziele nahen. Und bald lächelten ihnen die Hausmauern fröhlich entgegen, die Türe sprang gastfreundlich auf, und Stuben und Gänge empfingen sie mit freundlichem Geflüster. In der Küche aber sah Anna und schluchzte herzerbrechend, so glücklich war es ihr zumute.

Am Weihnachtsabend standen Mutter und Tochter

am Lichterbaume einander gegenüber und merkten plötzlich, daß ihre Hände leer waren. Da schämten sie sich. Aber auf einmal lächelten sie beide und Martha sagte: „Wir haben uns ja schon das Beste geschenkt, was wir uns schenken können.“

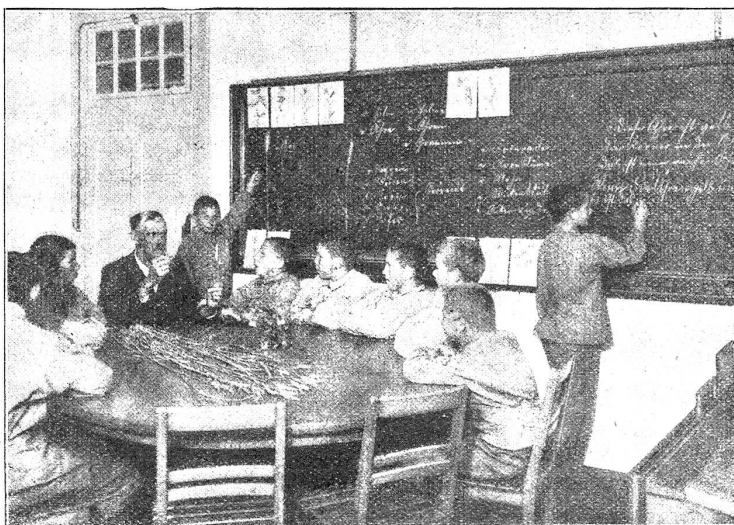
„Ja, das haben wir,“ sagte die Mutter glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Taubstummenfürsorge im St. Bern.

Zur Hundertjahrfeier der bernischen Taubstummenanstalt in Münchenbuchsee.

Vor kurzem hat die Knabentaubstummenanstalt Münchenbuchsee ihr 100jähriges Bestehen unter der begeisterten Teilnahme ehemaliger Zöglinge festlich begangen. Die zu diesem Anlasse vom gegenwärtigen Vorsteher der Anstalt, Herrn Lauener, verfaßte, vortreffliche Festschrift bietet uns



Caubstummenanstalt Münchenbuchsee. — Schulklasse.